

von Weltgeschichte, die räumlichen Einheiten, die in ihrer Interaktion beobachtet werden, können nicht mehr als gegeben begriffen werden, sondern müssen zunächst mühselig in ihrer Erschaffung durch Identifikationsprozesse rekonstruiert werden. Weltgeschichte wird nicht übersichtlicher, auch wenn dieser Traum noch immer Historiker beflügelt, die in zentrierenden Perspektiven sozialisiert worden sind. Grenzziehungen gehören zur Entgrenzung, nicht als Gegenbewegung, sondern als notwendige Markierung von Ansprüchen auf Selbstbehauptung, Selbstbestimmung über die Bedingungen, zu denen Akteursgruppen sich auf die Risiken der Globalisierung einlassen. Diese neue Vorstellung von einer dialektischen Globalgeschichte und Verflechtungen und Autonomiebestrebungen ist in den letzten anderthalb Dekaden aus sehr unterschiedlichen Quellen zusammengetragen und diskutiert worden.

Es ist das Verdienst von *Conrad und Runderia*, in ihrer Einleitung Wichtiges dazu noch einmal skizziert zu haben und mit Texten von *Michel-Rolph Trouillot*, *Anthony Pagden*, *Timothy Mitchell*, *Fernando Coronil*, *Stuart Hall*, *John L. and Jean Comaroff*, *Dipesh Chakrabarty*, *Ann Laura Stoler*, *Sheldon Pollock* sowie *Andreas Eckert* und *Albert Wirz* zu belegen. Nachdem die Literaturwissenschaft heute ohne Edward Said, Homi Babha und Edouard Glissant kaum mehr auskommen zu können glaubt, trägt dieser Reader das Licht nun auch in die Stube der Historiker. Wie notwendig das ist, zeigt ein vergleichender Blick in die jüngst erschienene Flut von Einführungen in die Geschichtswissenschaft und Geschichtstheorie, die noch weitgehend ohne Postkolonialismus auskommen.

Es wäre allerdings schade um die Mühen der Hrsg., wenn ihr Band nur als Lieferant der nötigen Sekundärlitate für modisch hergerichtete, sonst aber konventionelle Texte mißbraucht würde. Der „Kopierschutz“ wäre wirksamer, wenn sie markiert hätten, mit welchen gegenwärtig üblichen Forschungsperspektiven der von ihnen vorgestellte Ansatz nicht oder nur in geringem Maße kompatibel ist.

Matthias Middell

Jeremy Rifkin, Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgehen werden, Campus-Verlag, Frankfurt a. M./New York 2000, 424 S.

Man kann in der Regel davon ausgehen, daß Kernthesen, die ein Buch zu einem Bestseller machen, in der Regel so grob sind, daß sie auch als falsch gelten können, ja daß oft sogar ihre Negation richtiger ist als sie selbst. Ein allgemeiner Grund dafür scheint darin zu liegen, daß das Unglaubliche und Neue interessanter ist als das Wahrscheinliche, die Übertreibung interessanter als die behutsame, besonnene, Abwägung, die Jeremiade interessanter als die Verteidigung partieller Vernunft in sozialen und politischen Kooperationsformen und Institutionen. Andererseits sind allgemeine Maximen und Merksätze oft von der Art, daß sie uns nicht eine in allen Situationen richtige Orientierung geben (wollen und können), sondern implizit immer von uns verlangen, die Gesichtspunkte und Kontexte selbst aufzufinden, in Bezug auf welche sie eine richtungsrichtige Aussage oder Anweisung artikulieren.

In dieser Lesart, und nur in dieser, widerspricht sich eine Maximenethik nach dem Muster von La Bruyère, La Rochefoucault, Nietzsche oder einfach auch der Folklore nicht, wenn sie zum Beispiel einerseits eine bedächtige ‚Eile mit Weile‘ empfiehlt, andererseits ein ‚Frisch gewagt ist halb gewonnen‘. Wenn daher im Folgenden gezeigt wird, daß die Thesen in *Rifkins* Buch „Access“ sich widersprechen, ist immer noch die Frage zu beantworten, ob diese Widersprüche vielleicht von der Art der Widersprüche einer Maximenethik sind und ihre Auflösung daher dem Leser überlassen ist.

Die These *Rifkins*, daß für die soziale Ordnung insbesondere im Bereich der Ökonomie das Eigentum an Bedeutung verliere, ist nun in der Tat nicht kompatibel mit der These von der steigenden Bedeutung der Kontrolle von Zugängen zu gewissen Handlungsmöglichkeiten, Verfahren, Wissen, Medien, zu Kommunikation und zu Formen der Kooperation. Denn die steigende Bedeutung von Zugangs- und Zugriffsrechten unterminiert keineswegs, wie *Rifkin* suggeriert, die Bedeutung von Eigentumsrechten, sondern setzt letztere voraus. Was sich dabei entwickelt und ausdifferenziert, ist nichts anderes als das Verhältnis von *basisrechtlichem Eigentum* und *verfügungsrechtlichem Besitz*. Die Frage im zweiten Untertitel des Buches „Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden?“ ist daher verwirrend und schon selbst verwirrt. Das Problem liegt zum einen an der Übersetzung. Denn das Englische Wort „property“ ist zweideutig, wenn man es mit der viel deutlicheren terminologischen Unterscheidung zwischen Eigentum und Besitz im Deutschen vergleicht. Besitz ist (oft zeitlich befristetes) Inhaber- und

Nutzungsrecht und als solches rechtlich klar und deutlich vom (nachhaltigen, dauernden) Eigentum geschieden. Daher ist die Frage im 2. Untertitel, wenn man ihr Sinn geben will, so zu lesen: „Warum die meisten Normalbürger eines entwickelten Landes weniger dauerhafte Eigentumsrechte haben und tendenziell allen Besitz in ihrem Leben konsumieren müssen“. Richtig an der impliziten Unterstellung der Frage ist dann, daß, prozentual gesehen, immer weniger Personen über nachhaltige und damit im Prinzip vererbare Eigentumsrechte verfügen werden. Das liegt einfach an der schon von Marx bemerkten Tendenz zur Konzentration oder Monopolisierung von ökonomischer Macht im Kapitalismus. Die Wurzeln dieser mehr oder weniger latenten, in gewissem Sinn verschwiegenen und stillen Macht bestehen nach wie vor im Eigentum sowohl an Grund und Boden, als auch an Gebäuden, Maschinen und anderen materialen Produktionsmitteln. Man denke zum Beispiel an eine mehr oder weniger immobile Fabrik oder an ein Schienen- oder Kabelnetz auf der einen Seite, an bewegliche Gerätschaften wie einen Fuhrpark auf der anderen. Wie die Entwicklung der Vermietung von Immobilien zeigt – im Wohnungsbereich zunächst besonders in Deutschland seit der Zeit der Mietkasernen im Aufbauboom der 1870er Jahre und dann verstärkt im und nach dem Ersten Weltkrieg, im Bürobau zunächst besonders in den Citylagen der USA –, driftet gerade bei Gebäuden Eigentum und besitzartige Nutzung mehr und mehr auseinander. Diese Entwicklung weitet sich nunmehr auf verschiedenste Bereiche der Infrastruktur aus, freilich nicht zuletzt auf der Basis der Erfindung der Institution eines kollektiven

Eigentümers in der Form einer Aktiengesellschaft, wie sie insbesondere zur ‚privaten‘ Finanzierung von Eisenbahnen etwa in den USA einer erste historische Bedeutung erlangt hatte.

Für die Gegenwart ist es nun ganz richtig und wichtig, das Folgende zu beachten: Aufgrund der steigenden Bedeutung des ‚geistigen Eigentums‘ in der ökonomischen Arbeits- und Güterverteilung verschiebt sich die relative Bedeutung des dinglichen Eigentums in der Tat in gewisser Weise auf Zugriffsrechte. Denn es gehört zur Form des ‚geistigen Eigentums‘, daß es sich auf *Kopierbares* bezieht. Wegen des Mangels an sachlicher Beständigkeit wie im Fall von Grund und Boden, Gebäuden oder auch Dingen lassen sich hier ‚Eigentumsrechte‘ selbst nur in der Form von Verwertungsrechten durchsetzen – womit, wie es zunächst scheint, der Begriff des geistigen ‚Eigentums‘ im Grunde kaum mehr von einem ‚Besitz‘ zeitlich oder sonstwie begrenzter Verwertungsrechte zu unterscheiden ist. Dem wäre in der Tat so, wenn es nicht eine *interne Praxis der Unterscheidung* gäbe zwischen dem *allgemeinen Recht der Vergabe* von Nutzungs- und Zugangsrechten (dem eigentlichen geistigen *Eigentum*) und dem besonderen Nutzungsrecht zum mehr oder minder persönlichen Gebrauch, das man für Geld oder eine andere Gegenleistung erwirbt. Es ist daher gerade die *analoge Ausweitung* des sachbezogenen Eigentumsrechts auf reproduzierbare Verfahren irgendwelcher Art, des Nachdrucks oder der Kopie oder der Aufführung eines Stückes, um einige Beispiele zu nennen, welche zeitlich begrenzte ‚Verpachtungen‘ von Ideen, genauer: von Prozessen oder Prozeduren oder Bauplänen oder Partituren (...) möglich macht.

Vor dem Hintergrund dieser begrifflichen Beobachtungen ist der Fall des *Leasing* von Geräten als Ausweitung der Praxis des Mietens und der dieser Praxis zu Grunde liegenden Unterscheidung zwischen sachlichem Eigentum und inhaber- oder nutzungsrechtlichem Besitz ein durchaus anderer Fall als der Fall von *Franchise-Unternehmen*. Letztere werden im Grunde erst durch einen rechtlich und damit staatlich abgesicherten Schutz von geistigem Eigentum möglich. Es handelt sich um Vergaberechte zur Kopie und zum Gebrauch von Prozeduren. Die These Rifkins erhielt daher erst dann eine richtige Form, wenn sie gerade hier auf die wachsende Bedeutung der Ausweitung der Eigentumsrechte im Blick auf die Ausweitung der Bedeutung von Zugriffsrechten aufmerksam machen würde.

Wenn es denn um ein Verschwinden des Eigentums geht, dann nur insofern, als dieses sich trotz der Ausweitung seiner Bedeutung für die Organisation kooperativen und ökonomischen Handelns in den Hintergrund der stillen Macht zurückzieht und an der Oberfläche der Nutzung von materiellen und ‚geistigen‘ Gütern in eben dieser Bedeutung nicht mehr unmittelbar erfahren wird. Richtig ist, daß Eigentum und Zugangsrechte gemeinsam zu einem immer wichtiger werdenden „Mittel zur Strukturierung menschlicher Beziehungen“ werden, zumal das „Ende des Nationalstaats“ bzw. des „Sozialstaats“ im wesentlichen darin besteht, daß politisch kontrollierte Entscheidungen zur Infrastruktur einer Gesellschaft in die Macht von Privateigentümern übergehen, deren zentrale Entscheidungsgesichtspunkte die je gegenwärtigen Rendite-Erwartungen in einer absehbaren Zukunft sind. Ein

individualökonomisch noch latentes, das heißt, *in terms* einer effektiven Nachfrage noch nicht mit monetären Gewinnerwartungen eines möglichen Anbieters ausgestattetes, Bedürfnis der Bevölkerung hat daher oft selbst dann keine Chance, befriedigt zu werden, wenn wir alle wissen und anerkennen, daß es das Bedürfnis gibt. Daher ist die Unterstellung, daß die kapitalistische Ökonomie aufgrund ihrer marktwirtschaftlichen Form und deren Nachfrageorientierung die realen Bedürfnisse am besten befriedige, ohne genauere Differenzierung zwischen effektivem Bedarf und realem Bedürfnis einfach ein Ideologicum.

Es ist dann auch nicht einfach so, daß ‚wir‘ weniger echtes Eigentum haben (werden), weil wir immer mehr für die Teilnahme an Verwertungsrechten ausgeben müssen, oder weil immer weniger Menschen Zugang zur Arbeitswelt haben – wobei wir mit Rifkin offenbar vom Problem des Zugangs zu Gütern zu dem des Zugangs zur Arbeitsteilung überwechseln. Es ist vielmehr so, daß ‚wir‘, die wir von Rifkin angesprochen sind, ohnehin schon als bloße Mitarbeiter und Konsumenten in der Gesellschaft als einem komplexen Kooperationsystem kaum wirklich an der relevanten Eigentumsordnung des Kapitals beteiligt waren, sind und sein werden. Was wir vielleicht gerade verlieren, ist der politische Einfluß auf die ökonomischen Rahmenbedingungen. Was vielleicht gerade geschieht, ist die Verwandlung einer sozialen Demokratie in eine Eigentumsgesellschaft, in welcher die Lebenssituation der Mehrheit von den Prospekten der Kapitalverwertung und globalen Rendite-Erwartungen abhängiger werden, als dies zwischenzeitlich vielleicht der Fall war.

Entsprechend ist das Urteil zu relativieren, es handele sich bei *Rifkins* Buch um eine aufrüttelnde oder faszinierende oder scharfe Analyse der *New Economy* oder des *Hyperkapitalismus* (Süddeutsche Zeitung), jedenfalls wenn man das Wort „scharf“ weniger rhetorisch als begrifflich liest und statt schlagender Wörter richtungsrichtige Einschätzungen gegenwärtiger Entwicklungen auf der Basis von Bestandsaufnahmen und der Artikulation der die Entwicklung leitenden Strukturen verlangt.

Die Leistung des Buches besteht denn auch weniger in einer verdichteten Strukturanalyse als in einer phänomenologischen Sammlung von vielen im Einzelnen interessanten empirischen Tatsachen, die gegliedert werden durch scheinbar eingängige Titel und Thesen. Es ist die Rede von einer „schwerelosen Ökonomie“, einem „Monopoly um Geschäftskonzepte“, „Zugang als Lebensform“, der „Privatisierung des kulturellen Gemeinguts“ und der „Ausbeutung kulturellen Lebens“ im „neuen Kapitalismus“. Es finden sich Thesen wie: „Alles wird Dienstleistung“, „Menschliche Beziehungen werden zur Ware“, „Geist und Bewußtsein werden neu programmiert“ (S. 274). – Subjekte und Objekte werden nun aber nicht einfach durch „Knoten in Netzwerken“ abgelöst (S. 277). Die „Explosion sozialer Interaktionen“ zwingt uns auch keineswegs „das zentrierte Selbst aufzugeben“ (S. 280). Auch das Folgende ist einfach falsch: „Wir existieren nicht länger als Subjekte (Baudrillard), – sondern eher als ein Terminal“ (S. 283).

Rifkin sieht in der durch die Informationstechnologie verstärkten Ausdifferenzierung der Produktion von Gütern und der Erstellung von Dienstleistung

durch Auslagerung eine gegenüber der durch das Fabrikmodell geprägten Moderne eine neue Stufe des Kapitalismus. Daß aus Märkten Netzwerke werden, liegt in der Tat an den neuen Möglichkeiten und neuen Formen der Teilung der Arbeit. Bisher war diese überbetrieblich wesentlich daran gebunden, daß Fertig- und Halbfertigprodukte auf dem Markt ‚getauscht‘ werden; jetzt lassen sich mehr und mehr innerbetriebliche Arbeitsteilungen, von der Administration bis zur Wartung von Geräten, vom Planungsbüro bis zum Vertrieb, als Dienstleistungen ‚ausgründen‘. Dabei entstehen, wie Rifkin natürlich richtig sieht, nicht nur Spezialisten auf verschiedenstem Gebiet, sondern es beschleunigen sich mit den Planungs- und Herstellungsprozessen die Produktzyklen. Während damit auf der einen Seite tendenziell das Transportaufkommen steigt und damit ein Zwang zur Metropole entsteht, entschärft auf der anderen Seite die Möglichkeit dezentraler Produktion vor Ort diese Problemlage dann doch wieder. Gerade auch wegen der massiv sinkenden Anzahl der Arbeiter in der Produktion aufgrund höherer Produktivität durch steigende Mechanisierung – und alle Digitalisierung ist selbst ein gewichtiger Teil dieses Prozesses – sind Fabriken heute eher nach dem Arbeitsgruppen- oder Teammodell als nach dem tayloristischen Modell des Fordismus zu führen. Im so entstehenden ‚lean management‘ gibt es dann freilich die typischen Probleme der freien Mitbestimmung und Verantwortung, die es durch geeignete Leistungskontrolle auszutarieren gilt. Das eigentliche Problem aber besteht darin, die ‚freigesetzte Arbeit‘ wieder in die kooperative Arbeitsteilung zurückzuführen. Nur dann lassen sich alte und

neue Bedürfnisse besser befriedigen, und zwar hoffentlich auf eine Weise, daß Leistung und Zugang zu Gütern möglichst gerecht und zugleich möglichst: effizient, zielführend, verteilt werden.

In Rifkins allgemeinstem Schlagwort „Access statt Eigentum“ wird das Wort „Access“ am Ende selbst in eine Art Markenzeichen verwandelt, das sowohl den Zugang zu Ressourcen als auch zur Arbeitsteilung überschreibt. Wenn Rifkin daher vom Begriff ‚Access‘ spricht, ist dies in eben dem Sinn aufzufassen ist, wie uns *Coca Cola* ‚ein Begriff‘ ist. Auch die Schilderung einer „Welt der Postmoderne“ wirkt am Ende in manchem eher wie ein Produkt einer ökonomischen ‚science fiction‘ als wie eine Realanalyse laufender Prozesse. Weder wird zur Zeit die Idee des Eigentums ausgehöhlt, noch schafft die Physik, wie Rifkin sagt, dem philosophischen Denken den Rahmen, noch ist unser Leben wesentlich durch die Suche nach Spiel und Vergnügen geprägt. Wenn zur Zeit uns Bürgern mehr Türen verschlossen werden als früher, so liegt das nicht am Schwinden, sondern am Anwachsen der stillen Macht des Eigentums.

Pirmin Stekeler-Weithofer

Jenő Bango: Theorie der Sozioregion. Einführung durch systematische Beobachtungen in vier Welten, Logos Verlag, Berlin 2003, 291 S.

Anliegen des Verfassers, Emeritus an der katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen und Seniorprofessor an der Eotvös Lorand Universität Budapest, ist die Schaffung einer „Theorie der Sozioregion“, die er als